

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 87 (1978)
Heft: 2

Artikel: Die Rollenverteilung zwischen Gesunden und Kranken
Autor: Linder, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-547800>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Rollenverteilung zwischen Gesunden und Kranken

Dr. M. Linder

Es gehört zu den vornehmen Pflichten des Menschen, schwächeren und hilfsbedürftigen Mitmenschen helfend zur Seite zu stehen. Der Kranke gilt im allgemeinen als ein solcher schwächerer Mitmensch, dem Hilfe zu leisten den Starken, den Gesunden obliegt. Der Gesunde wird diese Aufgabe meist als selbstverständliche Pflicht akzeptieren, nicht zuletzt deshalb, weil ihm durchaus bewusst ist, dass er selbst eines Tages krank werden und Hilfe benötigen könnte. Aus dieser Sicht wird er sich vorzustellen versuchen, welche Unterstützung er sich wünschen würde, falls er selbst krank wäre.

Nun scheint es aber oft so zu sein, dass Kranke nicht unbedingt so fühlen und denken, wie Gesunde glauben, dass sie als Kranke denken und fühlen würden. Als gesunder und leistungsfähiger Mensch stellt man sich den Kranken meist als jemanden vor, der Pflege und Hilfe braucht, der beides auch bekommen sollte, ohne untätig darum bitten zu müssen und ohne sich zu sehr zu Dank zu verpflichten. Mit diesem zugestandenen Recht auf Hilfe wird der Kranke aber häufig nur noch als passives Objekt dieser Hilfeleistungen betrachtet, dem man allzuleicht die Berechtigung zu eigener Aktivität und Selbständigkeit abspricht. Es kann so zwischen helfenden Gesunden und Hilfe empfangenden Kranken zu einer Beziehung kommen, die einer Art Rollenspiel entspricht mit einer Rollenverteilung von deutlich hierarchischem Gepräge: Oben steht der aktive, tätige Helfer, unten wartet der passive, abhängige Hilfeempfänger. In einer solchen hierarchischen Beziehung lassen sich Konflikte nur vermeiden, solange die Rollen im Rollenspiel widerspruchlos eingehalten werden.

Dies gelingt aber nicht immer, da gerade der Kranke seine Rolle ja nicht frei wählen konnte, sondern sie durch seine Krankheit auferlegt bekam und ihr auch nicht entfliehen kann, solange er krank ist

und Hilfe braucht. Versucht er, seine Rolle anders aufzufassen, will er nicht nur passiver Hilfeempfänger, sondern etwa gar aktiver Partner des Helfers sein, so verstösst er leicht gegen die Rollenvorstellung des Gesunden, der sich über Unbotmässigkeit des Kranken beklagt. Der Gesunde fühlt sich nicht selten verletzt, wenn der Kranke die liebevoll angebotene Hilfe mit seinem Anspruch auf Selbständigkeit in Frage stellt; in seiner Verletztheit kann er sich gegen die Ansprüche des Kranken manchmal nur noch wehren mit der Feststellung, der Kranke sei eben – krank, und das heisst allzuoft: nicht ganz ernst zu nehmen.

Solche Widersprüche zwischen den Rollenerwartungen Gesunder und Kranker werden nur selten auftreten, wenn es um die Pflege vorübergehend körperlich Kranker geht. Der Gesunde, der sich in durchaus vernünftiger Weise mit der Möglichkeit befasst, dass er selbst krank werden könnte, stellt sich unter eigener Krankheit wohl immer eine vielleicht zwar schwere, aber doch vorübergehende körperliche Krankheit vor. Seine Vorstellungen vom Kranken sind deshalb auf den Kranken mit der vorübergehenden, heilbaren Krankheit zugeschnitten. Es dürfte nur selten vorkommen, dass sich Gesunde ernsthaft und konsequent vorstellen, sie könnten unheilbar chronisch krank, und noch viel seltener, sie könnten gar psychisch krank werden. In die Bedürfnisse des vorübergehend körperlich Kranken kann sich der Gesunde am ehesten einfühlen, ihn kann er am besten verstehen, und mit ihm kann er sich gemeinsam über die Fortschritte der Heilung freuen. Der körperlich Kranke seinerseits, der auf dem Weg zur Gesundheit ist, wird die Rolle des Pflege- und Hilfsbedürftigen gerne auf sich nehmen, da er erwarten darf, Selbständigkeit und Unabhängigkeit in absehbarer Zeit wieder zu erlangen, und er wird nach seiner Heilung dem Gesunden gerne seinen Dank für geleistete Hilfe zeigen.

Je länger aber eine körperliche Krankheit dauert, je länger der körperlich Kranke durch seine Pflege- und Hilfsbedürftigkeit auf den gesunden Helfer angewiesen, von ihm abhängig bleibt, desto mehr wird der Kranke unter seiner Abhängigkeit zu leiden beginnen. Jede langdauernde Abhängigkeit kann dem Kranken das Gefühl geben, an Wert eingebüsst zu haben, der Umwelt zur Last zu fallen, dieser Umwelt ausgeliefert und für ihre Duldung auf ewig zu Dank verpflichtet zu sein. In diese spezifischen Probleme der Abhängigkeit wird sich der Gesunde viel schwerer einfühlen können.

Psychisch Kranke befinden sich in ihrer Beziehung zur Umwelt in einer ähnlichen Lage wie chronisch körperlich Kranke, denn in ihre Probleme kann sich der Gesunde leider meist ebensowenig einfühlen, auch dann, wenn die psychische Krankheit nur vorübergehend ist. Der Gesunde vermag oft nicht zu verstehen, dass der Süchtige wider besseres Wissen von seiner Sucht gefangen ist oder dass der Depressive sich zu keiner Aktivität aufraffen, sich trotz aller Bemühungen der gesunden Mitmenschen nicht freuen kann. Überdies leiden chronisch körperlich Kranke wie psychisch Kranke oft ungeheuer unter dem Gefühl, ihre Betreuer durch das Ausbleiben einer Besserung zu enttäuschen. Sie werden dadurch in doppeltem Sinn abhängig: Nicht nur sind sie auf die Unterstützung durch die Gesunden angewiesen, sondern sie fühlen sich geradezu schuldig, weil sie diese Unterstützung nicht mit Fortschritten in ihrem Gesundheitszustand belohnen können.

In diesem Zustand einer als total erlebten Abhängigkeit gelingt es glücklicherweise manchen Kranken dennoch, an ihre gesunde Umwelt eine Forderung zu stellen. Die Forderung nämlich, man möge die Rollenverteilung mit einseitiger Abhängigkeit aufheben, und man möge sie, die Kranken, in einem gemeinsam geführten Kampf um das Durchstehen ihrer Krank-

Rund um den Begriff «Leistung»

Dr. phil. Erna Brandenberger

heit zum aktiven Partner nehmen. Damit fordern sie, dass man Kranksein nicht als eine von der Gesundheit grundsätzlich verschiedene Lebensform betrachte, in der die Bedürfnisse des Gesunden nach Eigenständigkeit oder die Fähigkeit zu eigener Aktivität völlig verschwunden und reiner Passivität gewichen wären. Vielmehr möchten sie auch als Kranke die jedem Menschen eigenen Bedürfnisse nach grösstmöglicher Unabhängigkeit anerkannt wissen.

Daraus ergibt sich für den Gesunden, dass seine Pflicht nicht erschöpft ist, wenn er dem Kranken die für ihn nötige Hilfe leistet. Darüber hinaus sollte er verstehen, dass diese Hilfe nie zu einer den Kranken erdrückenden Überfürsorge werden darf. Er muss akzeptieren, dass seine Hilfe immer beschränkt bleibt, da er nie dem Kranken die Last des Krankseins abnehmen, sondern sie ihm nur durch sein Verständnis etwas erleichtern kann. Im gemeinsamen Ertragen nicht nur der Last der Krankheit, sondern auch der Beschränktheit der Hilfemöglichkeit wird er Partner des Kranken und teilt mit ihm auch Enttäuschung und gelegentlich Wut über das Ausbleiben einer Besserung. In dieser Gemeinsamkeit erweist er dem Kranken das echte Mitleid, das den Kranken nicht in seiner persönlichen Würde verletzt. Denn der Helfer darf nie vergessen, dass Helfen wohl Grosszügigkeit voraussetzt, dass aber das Annehmen von Hilfe unendlich mehr Grosszügigkeit verlangt. Wenn es uns, den Gesunden, gelingt, die Probleme der Abhängigkeit zu verstehen, die in jeder Beziehung zwischen Helfenden und Hilfeempfängern lauern, so werden wir immer wieder eine echte Partnerschaft erleben dürfen, in der uns nicht nur das dankbare Vertrauen des Kranken geschenkt wird, sondern in der wir ebenso dankbar uns darüber freuen, dass der Kranke bereit ist, unsere Hilfe anzunehmen.

(Aus «Seele», Nr. 27/28)

Während in den Promotionsfächern die allzu einseitige Ausrichtung auf Leistung immer mehr kritisiert wird, fordert man im Schulturnen und im Jugendsport immer entschiedener Leistungen verschiedenster Art und begründet diese Forderung nicht nur mit den Bedürfnissen des Spitzensports nach geeignetem Nachwuchs, sondern auch mit medizinischen und entwicklungsphysiologischen Notwendigkeiten für alle Kinder und Jugendlichen. Viele Lehrer sehen es darum als ihre Pflicht an, ihre Turnstunden für Fitnessprogramme und Konditionstests aller Art zu benützen und geben sich grosse Mühe, die Leistungen ihrer Schüler zu messen, zu zählen und zu werten, Leistungsblätter und Leistungskurven zu erstellen und auszuwerten, denn sie wollen ja das ihrige dazu beitragen, der gesunden Entwicklung ihrer Schüler zu dienen. Andere Lehrer wiederum stehen den neuen Tendenzen bewusst oder unbewusst eher skeptisch gegenüber und empfinden die Ausrichtung des Unterrichts auf Leistungsmessung, Leistungssteigerung und Leistungsvergleich als einseitig, öde und arm. Mitunter werden die Unterschiede zwischen den beiden Auffassungen zu eigentlichen Gegensätzen hochgespielt und geben Anlass zu heftigen Auseinandersetzungen.

Was schwingt eigentlich im Begriff «leisten» und «Leistung» alles mit, das ihn den einen als anziehend und erstrebenswert, den andern als arm und steril erscheinen lässt?

Was heisst «Leistung»?

Das Verb «leisten» lässt sich bis in die algermanische Zeit zurückverfolgen, heisst ursprünglich «einer Spur nachfolgen» und gehört zum gleichen Wortstamm wie «lernen» und «Gleis». Die Bedürfnisse der Jagd und des Krieges sind klar erkennbar. Und unwillkürlich sieht man Parallelen zum modernen Leistungssport, wo es doch erste und wichtigste Aufgabe des jungen Sportlers ist, in die Fussstapfen der gros-

sen Meister zu treten, ihnen nachzufolgen, sie nachzuahmen, um sie – in einer zweiten Phase – wenn immer möglich zu überflügeln. In althochdeutscher Zeit bedeutet «leisten» allgemeiner «ausführen», «erfüllen», «befolgen», «tun», setzt also eine übergeordnete Instanz voraus, deren Befehle, Gebote und Verbote vom Untergebenen befolgt werden müssen. Die ständisch gegliederte Gesellschaft schimmert hier durch. Ganz in der Richtung der Pflichterfüllung einem Herrn gegenüber liegen auch die in mittelhochdeutscher Zeit aufgekommene Wendungen wie «einen Dienst leisten», «Folge leisten», «einen Eid leisten», «Abbitte leisten». Das Gemeinsame ist das Abhängigkeitsverhältnis dessen, der etwas leistet: Er erfüllt den Willen eines andern, ist also unfrei. Wer sich im modernen Leistungssport auskennt, wird zugeben müssen, dass ebenso unfrei, wie der Hörige im als dunkel bezeichneten Mittelalter seinem Herrn Gefolgschaft zu leisten hatte, der heutige Leistungssportler seinem Trainer, den Verbandsfunktionären, dem Arzt, dem Coach usw. Folge zu leisten hat. Diese Unfreiheit, die dem Begriff «leisten» seit seinen Ursprüngen innewohnt, ist ziemlich sicher mit Schuld daran, dass heute, wo in der Erziehung des Kindes die «Nachfolge», das «Pflichterfüllen» nicht mehr als das anzustrebende Ideal gewertet wird, das «Leisten» von vielen Leuten als zu sklavisch betrachtet und darum abgelehnt wird.

Der soziale Aspekt der Leistung

In neuerer Zeit hat der Begriff in Wendungen wie «Gesellschaft leisten», «Hilfe leisten», «Beistand leisten», «Fürbitte leisten» eine neue Dimension gewonnen: die Bedeutung von «gewähren», in der hier überall das Verb «leisten» gebraucht wird, setzt Entscheidungsfreiheit voraus, sieht den andern Menschen auf der gleichen Stufe und fordert somit den ganzen Menschen heraus. Der Begriff hat eine ethi-